

Heini-Mare

Eigentlich hießen sie Heinrich und Maria Gütler, doch im ganzen Ort waren sie nur als „Heini und Mare“ bekannt und man sprach hauptsächlich von der „Heini-Mare“. Der Heini und die Mare wurden im 2. Weltkrieg in Augsburg ausgebombt und kamen so nach Mertingen. Die beiden waren, soweit meine kindliche Erinnerung mich nicht trügt, so lange ich sie kannte im Rentenalter. Der Heini war von Beruf Metzger, sah aber eher wie ein Schneider aus, denn er war klapperdürr. Ganz anders die Mare. Sie hatte einen gewaltigen Umfang und man durfte sie gut und gern auf ein Gewicht von zweieinhalb Zentnern schätzen. Die beiden verdienten sich neben ihrer sicher nicht üppigen Rente durch Lumpensammeln ein paar Mark hinzu. Der Heini war, wenn es sein Kapital erlaubte, dem Bier nicht abgeneigt.

In diesem Zusammenhang muss ich erzählen, dass sich durch unser Dorf ein Abwassergraben zog, der das sogenannte „Käswasser“ von der Molkerei, gemischt mit Regenwasser, in die weite Flur führte. Dass dieser Graben nicht besonders gut roch, ist sicher nachvollziehbar. Er war im Dorfbereich wohl knapp einen Meter tief und die Ränder waren fast senkrecht betoniert. Selbstverständlich war dieser Graben offen und es ist erstaunlich, dass nie jemand dort hineingefallen ist. Das heißt, mit Ausnahme des Heini, der wieder einmal über genügend Kapital verfügte und darum einen über den Durst getrunken hatte. Deshalb hatte er die Straßenseite verwechselt, denn er wohnte genau gegenüber des Grabens in einem uralten Haus. Da der Graben nicht nur steil und tief, sondern auch recht eng, und der

Heini recht voll war, war es ihm nicht möglich, aus eigener Kraft wieder heraus zu kommen. Wie lange er dort lag, kann ich nicht sagen, aber irgend jemand zog ihn wieder heraus. Mit einer Schubkarre wurde er dann nach Hause gefahren. Verletzt hatte er sich gottlob dabei nicht. Dass die Mare deswegen nicht besonders freundlich zu ihm war, lässt sich nachfühlen. Aber ein gemeinsames hatte die Geschichte doch für die beiden. Der Heini roch danach, wie man sich denken kann, auch nicht besonders gut. Die Mare aber, und das ist die Gemeinsamkeit, roch auch ohne in den Graben gefallen zu sein nie besonders gut, ja ich muss sagen, sie stank penetrant. Was ihre Ausdünstung verursacht hatte, vermag ich nicht zu sagen. Es war wohl die Einnahme verschiedener Medikamente, die sie wahrscheinlich zum Teil selber zusammengebraut hatte. Es war auch der Geruch von Knoblauch, und es war sicher, dass sie es mit dem Waschen nicht so genau nahm. Ich glaube sogar, dass sie gänzlich darauf verzichtete. An ein Bad war bei ihr überhaupt nicht zu denken.

Nun wäre das alles für uns halb so schlimm gewesen, hätte die Mare nicht so gern meine Mutter besucht. Sie kam zu uns ins Haus, rief bereits im Gang „Grüß Gott Frau Wiedemann, hont’r g’hört, ... a, dia isch ja gar net do ...“, wenn meine Mutter einmal nicht da war. War sie aber da, betrat sie unsere Küche und war für die nächste halbe Stunde nicht wieder los zu kriegen. Eine Stunde lüften, und das auch im Winter war danach unvermeidlich. Meist begleitete sie auch den Heini, und dieser hatte in aller Regel einen Rupfensack auf seinem Rücken, worin er die Lumpen sammelte. Wenn sie uns dann endlich verlassen wollten, und der Heini sich zur Tür drehte, hielt mein Vater oft seinen Sack an einem

Zipfel fest und wenn der Heini sich dann verwundert umblickte, meinte mein Vater nur: „Hoi Heini, bisch hänga blieba ...?“ Dieses Spiel wiederholte er oft drei-, viermal bis die beiden abzogen. Der Heini merkte, dass mein Vater seinen Sack festhielt. Meine Mutter schimpfte dann oft mit der Frage an meinen Vater, ob es noch nicht genug stinke, aber er meinte dann lapidar, dass man so oder so lüften müsse.

Noch eines vom Heini. Wir Buben ärgerten den Heini natürlich auch manchmal, er war ja irgendwie auch eine Reizfigur. Er schimpfte und fluchte dann fürchterlich und warf auch schon einmal einen Stein nach uns. Einmal, mein Freund Hans und ich waren sein Ziel geworden, und der Heini hatte, was wir nicht gesehen hatten, ein Beil in der Hand. Er versuchte uns zu erwischen und bedrohte uns mit seinem Beil. Ob er uns wirklich damit etwas antun wollte, glaube ich heute nicht mehr, denn er war ja weder kriminell, noch geisteskrank. Wir aber waren für den klügeren Teil der Tapferkeit und liefen schnellstens davon.

Eine Besonderheit der „Mare“ möchte ich noch erzählen. Die „Mare“ wackelte ständig mit dem Kopf und zwar sowohl von unten nach oben, als auch von links nach rechts. Ich dachte immer, das geschehe bei ihr unbewusst, aber sie wusste das ganz genau und wäre das auch gerne losgeworden. Den Heini veranlasste dies gelegentlich zu sagen: „Wenn i meiner Mare an Kuss geba will, erwisch i meistens blos d’Nas“. Ich weiß es deshalb, dass sie es loswerden wollte, weil es damals in München einen „Wunderdoktor“ gab, das war der Herr Kröning und er konnte, wahrscheinlich durch Hypnose, sämtliche Krankheiten heilen. Die Leute fuhren mit

dem Omnibus zu ihm und er behandelte alle gleichzeitig, was die Sache natürlich billiger machte. Davon hatte auch unsere „Mare“ gehört und sie wollte unbedingt ihren wackelnden Kopf von ihm heilen lassen. Sie schloss sich also einer solchen Reisegruppe an und fuhr zum Wunderheiler Kröning nach München. Dort bekam sie, wie alle anderen auch, eine Stanniolkugel in die Hand gedrückt, sollte sich fest darauf konzentrieren und so geheilt werden. Am Glauben an den Wunderdoktor hat es ihr nicht gefehlt, denn als sie zurück kam, besuchte sie sofort meine Mutter und berichtete: „Gell Frau Wiedemann, seit i beim Kröning war, wackel i gar nemme mit meim Kopf!“ Dabei wackelte ihr Kopf mehr als sonst irgendwann. Der Glaube versetzt halt Berge. Und wenn es nur die Fleischberge der „Mare“ waren.



Dr. Nusser

Dr. Nusser war Arzt und ein Nationalsozialist und ganz sicher ein Unikum. Und er war unser Nachbar. Soll man ihn verschweigen, weil er Nazi war? Ich meine nein.

Er hatte eine gutgehende Praxis, und das Wartezimmer war oft mit fünfzehn oder zwanzig Personen voll besetzt, die dann auch entsprechend warten mussten. Als einmal einer der Patienten es wagte, an die Sprechzimmertür zu klopfen, weil es wieder gar zu lange dauerte, kam er heraus mit seiner imposanten Gestalt von nahezu zwei Metern, brüllte, dass kranke Leute Zeit zum Warten hätten und er sich so etwas verbitte. Aber er war ein guter Arzt, wenn auch nicht sehr feinfühlig und die Leute kamen trotzdem weiterhin in Scharen zu ihm. Dabei kam es vor, dass er mit einem Patienten, mit dem er sich gut verstand, in seinen Pferdestall hinausging und sich mit diesem eben über seine Pferde und über Gott und die Welt unterhielt. Wie gesagt, kranke Leute hatten Zeit zu warten.

In der Nazi-Zeit engagierte er sich sehr stark für diese Partei und hielt oft eine Rede auf dem „Adolf-Hitler-Platz“, der heute Zehentplatz heißt, mit einer Stimme wie ein germanischer Gott. Man musste dort nicht unbedingt hingehen, denn er war so laut, dass man es im ganzen Ort hören konnte.

Nach dem Krieg wurde er deshalb von den „Amis“ gesucht. Er erzählte mir, dass er dabei oft nur knapp entwischen konnte und an einem kalten Novembertag wäre es beinahe so weit gewesen. Mit einem Satz war er vom Pferd und in die eiskalte Zusum gesprungen. Er

versteckte sich unter Gebüsch und sie haben ihn nicht gefunden. Leider hatten sie sein Pferd erschossen

Hierher gehört auch die Episode mit seiner schönen Frau, die Kammersängerin war. Sie hatte herrliches, langes, blondes Haar, das sie wie damals üblich zu einem Dutt zusammengebunden hatte. Als aber die „Nazi-Zeit“ vorbei war, ging sie zum Frisör und ließ sich diesen Schopf zu einem „Bubikopf“ abschneiden. Zu Hause angekommen, sah dies ihr Gatte sofort, meinte dass der „Bader“ zu wenig abgeschnitten habe, nahm seine „Rossschere“, mit der er sonst die Mähnen und Schweife der Pferde zurecht schnitt, und schnitt ihr das restliche Haar ab. Sie ließen sich übrigens bald darauf scheiden.

Zu Hausbesuchen kam er meist auf einem seiner Pferde angeritten, mit einem Lodenmantel angezogen und er machte dann für mich kleinen Jungen immer den Eindruck, als sei er der Gott Wotan.

Ich hatte einen höllischen Respekt vor diesem Mann, obwohl er eigentlich ein echter Menschen- und vor allem ein Kinderfreund war, dies aber meist gut zu verbergen wusste. In dem Zusammenhang möchte ich erzählen, wie ich einmal in seiner Villa eine Fensterscheibe mit dem Fußball eingeschossen hatte. Er kam heraus und brüllte mit seiner Donnerstimme, wer das gewesen sei. Ich hatte furchtbare Angst, gestand aber doch, dass ich es war. Da meinte er nur: „So ist es recht, ein richtiger Bub muss jeden Tag für eine Mark etwas kaputt machen, sonst ist er kein richtiger Bub.“ Damit war die Sache erledigt.

Als ich etwa zwölf Jahre alt war, fragte er mich einmal, was ich denn werden wolle? Ich antwortete etwas vorwitzig: „Schriftsteller!“ Darauf meinte er, dass dies eine harte Sache sei und wenn man keinen Erfolg habe, bettelarm sei. Er gab mir aber den Rat, wenn niemand etwas von mir haben wolle, so solle ich für die Kirche schreiben, denn die würden jeden „Schmarren“ nehmen. Ich wusste nicht, wie er das meinte: Ob er mir diesen Beruf nicht zutraute oder ob es nur ein guter Rat war. Ich vermutete das Erstere und gab den Traum vom Schriftsteller sofort auf.

Pfarrer Alois Tenschert

Alois Tenschert kam in unser Dorf nachdem der Vorgänger etwa fünfzig Jahre hier Seelsorger war. Tenschert war ein Mann mittlerer Größe und hatte ein Gewicht von sicher 250 Pfund.

Natürlich wurde der „Neue“ misstrauisch beäugt und auf Grund seiner beachtlichen Figur sehr kritisch gesehen. Aber durch seine gewinnende Art war er bald bei „Jung“ und „Alt“ sehr beliebt – Katholiken wie Protestanten und sogar Muslime, die es hier sehr häufig gab, sahen ihn als ihren Freund an. Die Kinder in der Schule, denen er Religionsunterricht erteilte, waren von ihm so begeistert, dass er bald mehr als vierzig Ministranten um sich scharen konnte.

Sein stattliches Körpergewicht hatte nicht etwa die Ursache einer Krankheit, nein, der Grund dafür war einfach die Fress- und Sauflust dieses geistlichen Herrn. Er machte auch keinen Hehl daraus, sondern bekannte freimütig, dass ihm ein kurzes und gutes Leben wichtiger sei, als gesund und kümmerlich zu sterben.

So war er eines Tages bei einer Vereinsfeier zu Gast und da es ihm dort recht gut gefiel, dehnte er seinen Besuch auch entsprechend aus. Am Spätnachmittag meldete sich nach einem üppigen Mittagmahl erneut sein Hungergefühl und er fragt deshalb eine anwesende Bäuerin, ob sie nicht etwas Essbares im Hause hätte. Die gute Frau beeilte sich, eine Schinkenplatte zu servieren, die nach menschlichem Ermessen sicher für zehn Leute ausreichend gewesen wäre und worauf sich alle Anwesenden freuten. Sie hatten aber die Rechnung

ohne den Pfarrer gemacht, denn dieser zog die Schinkenplatte zu sich und nach erstaunlich kurzer Zeit war von dem Schinken nichts mehr zu sehen und keiner der übrigen Anwesenden hatte auch nur das kleinste Stück davon abbekommen.

Aber, er wäre nicht Priester gewesen, wenn es nicht auch Leute gegeben hätte, denen die Lebensart dieses Kirchenmannes natürlich nicht gefiel. Und so befließigten sich ein paar ältere Damen, (man sollte vielleicht besser sagen „alte Weiber“), die Sache dem Bischof zu melden. Worauf unser Alois anlässlich einer Predigt erklärte, dass er wohl wisse, dass man sich über ihn beschwert habe, denn er bekäme jeden Beschwerdebrief vom Bistum als Kopie zurück. Ob das der Wahrheit entsprach, kann ich leider nicht beurteilen, aber es spricht sehr viel dafür, denn zu lügen hatte er nicht nötig.

Während einer anderen Predigt – der Pfarrer wurde wohl von eben diesen älteren Damen mit Herr „Hochwürden“ angesprochen – meinte er nur, dass er diese Anrede nicht wolle und dass ihm bei dieser Titulierung der „Hut hochgehe“, obwohl er einen solchen gar nicht besaß.

Eine weitere Episode möchte ich nicht verschweigen, denn es kennzeichnet diesen klugen Mann ganz besonders. Einer der Herren Gemeinderäte feierte seinen fünfzigsten Geburtstag und es war neben den anderen Honoratoren auch der Pfarrer eingeladen. Der Zufall wollte es, dass diese Feier auf einen Gründonnerstag fiel. Es wurde im Nebenzimmer eines Gasthauses gefeiert und der Jubilar hatte es an nichts mangeln

lassen. Neben Wurst- und Käseplatten gab es auch Fisch und es brauchte niemand zu hungern, auch der Pfarrer nicht. Da der Gastgeber natürlich auch die Fresslust des „Hochwürden“ kannte, fragte er ihn zu späterer Stunde, ob er noch etwas essen wolle, es sei noch genügend da. Dieser antwortete, dass er im Moment keinen Hunger habe, dass er aber später gern auf dieses Angebot zurückkäme. Nun, die Zeit verging, es war viertel nach zwölf geworden, da meinte unser Pfarrer, dass es jetzt an der Zeit sei und der Gastgeber gerne noch etwas zu essen „herfahren“ dürfe. Dieser beeilte sich, den „Geistlichen Herrn“ mit der Käseplatte zu bedienen. Der aber lehnte entrüstet ab. Er habe keinen Appetit auf Käse, er wolle etwas „Handfestes“ in Form von Wurst haben. Der Jubilar, etwas verlegen, beeilte sich zu sagen, dass es inzwischen Karfreitag sei und man keine Fleischprodukte mehr essen dürfe. Der Pfarrer sah in aller Ruhe auf seine Armbanduhr, meinte, dass das für ihn nicht gelte, denn er habe noch Winterzeit.

Eine einmalige Erziehungsmethode

In einem großen schwäbischen Dorf hatte ein kleiner Bauer seinen Hof. Eigentlich war es kein Hof, denn bei einem Besitz von drei mageren Kühen, ein paar Schweinen und einigen Hühnern kann man wohl nicht von einem Hof sprechen. Mit Fleiß - vor allem dem seiner Frau - einigen Gelegenheitsarbeiten und großer Sparsamkeit brachte er sich über die Runden. Ein Bub und ein Mädal waren seine Kinder.

Nun war es damals üblich, in allen Monaten, in denen kein „R“ im Namen war, dass die Kinder barfuß gingen. Ob zur Kirche, in die Schule oder auch zur Arbeit auf dem Feld - und natürlich auch in der kargen Freizeit - die Kinder gingen barfuss. Dies war erstens gesund und zweitens diente es auch der Sparsamkeit, denn Schuhe waren teuer. Außerdem machte es den meisten Kindern großen Spaß, wenn es geregnet hatte, den Straßendreck zwischen die Zehen zu drücken oder das selbe mit einem Kuhfladen zu praktizieren. Straßendreck und Kuhfladen gab es zur Genüge, spannten doch die kleinen Bauern ihre Kühe vor den Wagen und diese verloren häufig genug das, was man eben einen Kuhfladen nennt. Und die Straßen waren damals ja auch nur gekiest und nicht geteert. Man wusch sich am Abend in einem Wasserschaff aus verzinktem Blech die Füße und die Sache war bis zum nächsten Tag erledigt. Nur dem Sohn des erwähnten Bäuerleins machte diese Sache wenig Freude. Er weigerte sich grundsätzlich, die Schuhe auszuziehen.

Da aber unser Bäuerlein, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsgründen, auch der Meinung war, seinem Buben

könne es nicht schaden, wenn er wie alle anderen barfuß ginge, wollte er durch folgende Erziehungsmaßnahme seinem Sprössling das gesunde Laufen ohne Schuhe beibringen. Hansi, so hieß der Bub, musste also seine Schuhe ausziehen und der Vater jagte seinen Junior mit der Peitsche in der Hand einige Runden um den Misthaufen, der damals wie üblich in der Mitte des Hofes aufgeschichtet war. Er achtete aber genauestens darauf, dass er den Jungen nicht mit der Peitsche traf, denn wehtun wollte er ihm nicht. Auch das Tempo dieser Jagd war angemessen, weil ein zu schnelles Laufen dem Bäumlein des Vaters nicht zuträglich war, was dem Jungen sehr entgegen kam, denn er war nicht der Sportlichste. In Folge Luftmangels des Bauern war diese Jagd nach etwa drei Runden beendet, worauf Hansi seine Sandalen wieder anzog. Trotzdem darf man behaupten, dass auch unser Hansi jetzt zu denen gehörte, die schon einmal barfuß gelaufen sind. Allerdings blieb es bei diesem einen Mal. Die spezielle Erziehungsmethode hatte also – ich muss das sagen – leider total versagt.